

BEGEGNUNG UND GESPRÄCH

ÖKUMENISCHE BEITRÄGE ZU ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Ausgabe 42

Regelmäßige Verlegerbeilage der »Bayerischen Schule«

September 1979

Günter Krüger

Friedrich von Bodelschwingh

Vorbemerkung: Die neuen Curricula für den Religionsunterricht beider Konfessionen gehen auch auf Gestalten der Kirchengeschichte ein, deren Wirken bis in die Gegenwart zu spüren ist.

»Begegnung und Gespräch« trägt diesem Umstand Rechnung.

Der Beitrag über Bodelschwingh will dem Religionslehrer anhand eines Lebensbildes eine Materialsammlung bieten für die Behandlung von Themen wie »Diakonie«, »Kirche und soziale Frage«, »Die welt- und gesellschaftsverändernde Kraft des christlichen Glaubens«.

Daß Kirchengeschichte hier nach ökumenischen Zielsetzungen ausgerichtet ist, versteht sich bei »Begegnung und Gespräch« und deren redaktionellen Zielen von selbst. Alle hier in zwangloser Folge erscheinenden Themen werden in den Lehrbüchern beider Konfessionen behandelt. Sie wollen dem Lehrer Hintergrundmaterial anbieten.

*

Was ist das eigentlich für ein Mann, von dem man sagt, er sei der genialste Bettler aller Zeiten, der Bischof der Armen und Kranken, der Gründer des Bausparwesens, der Pionier der Arbeitstherapie, der Vater der Tippelbrüder?

Wer ist dieser Mann, dem die Kinder den Vers nachriefen: »Edelmann, Bettelmann, Doktor, Pastor, Kutscher und Bauer und Lumpenmajor«?



Friedrich von Bodelschwingh, 1831 – 1910

Weshalb hing an der Tür seines Arbeitszimmers ein Schild mit der Aufschrift »Herein, ohne anzuklopfen«? Woher nahm er die Gewißheit, über sein Lebenswerk das prophetische Wort zu sprechen: »Bethel ist sicherer als der preußische Staat«?

Der Titel, unter dem er nach seinem Tode weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt wurde, lautet ebenso einfach wie treffend »Vater Bodelschwingh«.

Die Bodelschwinghs sind ein altes westfälisches Adelsgeschlecht. Im Jahre 1842,

als Friedrich 11 Jahre alt war, wurde der Vater zum preußischen Finanzminister ernannt. Die Eltern ließen sich aber in Berlin vom Leben des Hofes und der Politik nicht total in Anspruch nehmen. Sie nahmen sich auch hier Zeit für ihre Kinder. Der Vater hielt auch als Minister jeden Morgen seine Andacht. Mit den Kindern befreundeter Familien wurde viel geritten und geschwommen, gerudert und gefochten und vor allem gewandert. Diese Wanderungen wurden oft nach dem Grundsatz durchgeführt, daß kein gebahnter Weg betreten werden durfte. Man setzte sich ein Ziel und steuerte es auf kürzestem Wege an. Es will scheinen, als seien solche Wanderungen, die kein Hindernis respektieren, eine sinnbildliche Vorwegnahme des späteren Lebensweges Vater Bodelschwinghs.

Lehrjahre

Zunächst aber war die Berufswahl für den Abiturienten nicht leicht. Der Vater empfahl das Studium des Bergfachs. Friedrich begann mit der Praxis. Er fuhr in den Schacht ein und arbeitete als einfacher Hauer. Er war zwar gesund, aber die Arbeit als Hauer ging doch über seine Kräfte. Wichtig waren jedoch die Erfahrungen, die in dieser Zeit gesammelt wurden. Er lernte die unerhört schweren Arbeitsbedingungen kennen, denen die Bergleute unterworfen waren, und er erkannte mit Schrecken ihre sozialen Nöte.

Im Frühjahr 1849 begann er als Eleve eine landwirtschaftliche Lehrzeit im Oderbruch. Zwei Jahre später war er Inspektor auf

einem großen Gut in Hinterpommern. Hier lernte er die noch streng patriarchalische Gutswirtschaft der ostelbischen Junker kennen und nahm mit Staunen wahr, mit welcher Ungeniertheit diese christlichen Großgrundbesitzer, die meist der pommerschen Erweckungsbewegung angehörten, bäuerliche Pachtstellen aufkauften, um so ihren Besitz auf billige Weise zu vergrößern.

Die Not unter den Landarbeitern war unvorstellbar, fast noch größer als unter den Bergleuten an der Ruhr. Sie verkamen in ihren Katen vor Elend und Hunger. Der Schnaps tat ein Letztes. Als er einmal in eine baufällige, verräucherte Elendshütte eintritt, sieht er unter einer zerlumpte Decke auf dem Fußboden eine Leiche liegen, die Zähne bloß, die Augen starr. Sie muß schon mehrere Tage tot sein. Im Herd brennt kein Feuer, der Winter ist grausam kalt. Da beginnt die Decke sich plötzlich zu bewegen. Und dann guckt ein Kinderköpfchen hervor und nach einer Weile noch ein zweites. Sie hatten vor der grausamen Kälte Schutz gesucht bei der toten Mutter. Bodelschwingh sucht den Vater unter den Tagelöhnern und gibt ihm Geld für sich und die Kinder. Aber der vertrinkt das Geld. Für Bodelschwingh ist dies eine einschneidende Erfahrung. Mit Geld allein kommt man der Trunksucht nicht bei. Hier ist eine viel tiefer greifende Hilfe nötig. Einige Zeit später berichtet er in einem Brief an seinen Vater über die inzwischen getroffenen Maßnahmen:

»... ich habe in vielen Familien förmlich die Haushaltungen geführt. Ich habe den Leuten statt des bloßen teuren Roggens, von dem sie ausschließlich lebten, Kartoffeln und Gerste angeschafft, womit sie ein Drittel billiger auskommen. Ich zahle ihnen ihren Tagelohn, statt vierteljährlich wöchentlich aus, wodurch sie zu doppeltem Fleiß angefeuert werden. Für die ganz verkommenen Familien lasse ich Suppe kochen, die sie für ein billiges erhalten, damit auch die Frau ohne häusliche Sorgen täglich mitarbeiten kann. Manchen messe ich ihr Mehl für ihre Suppe zu und bestimme danach, wie lange sie mit ihrem Scheffel auskommen müssen, weil ich erfahren hatte, daß sie in der Not, aber wohl auch zum Branntweinsaufen, das empfangene Korn teilweise wieder verkauften. . . So habe ich also außer meiner ausgedehnten landwirtschaftlichen Tätigkeit auch eine große Familienhaushaltung, die neben manchem anderen Lehrreichen auch für mich das Gute hat, daß ich im steten Zusammenhang mit so großer Armut und so großen Entbehrungen mit meinem eigenen Lose recht von Herzen zufriedener sein kann und mir auch für die Zukunft jede Entbehrung leicht werden wird.«

In dem Schreiber dieses Briefes ist bereits eine frühe Form des späteren »Vater Bodelschwingh« zu erkennen. Kein überflüssiges Wort, keine Phrase, die Maßnahmen, die er trifft, sind genau darauf abgezielt, den Landarbeitern umfassend zu helfen. Er begnügt sich nicht mit allgemeinen Äußerungen des Bedauerns oder des Mitleids. Er packt zu wie ein Arzt bei Schwerkranken.

Für sich selbst hatte er in diesen Monaten nur den einen Wunsch, wenigstens am Sonntag zu einer stillen Stunde der Besinnung zu kommen. Die einzige Zeit dafür wäre der Sonntagnachmittag gewesen. Aber da hatte er eine gesellschaftliche Verpflichtung. Er mußte mit seinen zwölf Inspektoren, die ihm inzwischen unterstellt waren, Kegeln gehen. Er wagte nicht, sich dieser Verpflichtung zu entziehen. Aber er bat Gott um einen Ausweg. Bald darauf stürzte er vom Pferd und zog sich dabei eine leichte Verletzung zu, so daß er den rechten Arm in der Binde tragen mußte. Das hinderte ihn nicht daran, seine Berufspflichten wahrzunehmen; aber nun konnte er mit guten Gründen der Kegelbahn fernbleiben. Die freigewordenen Stunden verwandte er zum Studium des Neuen Testaments.

Einmal fing er an, ein Missionstraktat selbst zu lesen, nachdem er es zuvor schon zu Hunderten an die Kinder seiner Tagelöhner verteilt hatte. Es berichtet von einem kleinen Chinesen, der nach England kam, dort zum lebendigen Glauben fand und fortan von der Frage umgetrieben wurde: »Mit welcher Stirn soll ich am Tage des Gerichts meinen Landsleuten gegenüberreten, wenn sie mit lauter Stimme gegen mich zeugen werden, daß ich den Weg zum Himmel gewußt habe und bin doch nicht zu ihnen gekommen, um auch ihnen denselben zu zeigen?« Diese Frage fuhr dem jungen Inspektor wie ein Blitz ins Herz und trieb seither auch ihn um.

Inzwischen war es August – Erntezeit. Anhaltende Hitze hatte das Korn beängstigend schnell reifen lassen. Wie sollte die große Ernte innerhalb kürzester Zeit eingebracht werden? – Es ist Sonntagmorgen. Bodelschwingh reitet über die Dörfer, um Arbeiter anzuwerben. Als er in das Städtchen Bublitz kommt, hört er aus der Kirche Singen. Er springt vom Pferd und tritt ein. Der Pfarrer besteigt eben die Kanzel und beginnt dann seine Predigt über das Wort: »Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.« Mit eindringlichem Ernst fragt der Prediger, ob denn nicht einer da wäre in der großen Versammlung, der bereit sei, nicht nur Arbeiter zu bitten, sondern selbst hinauszugehen. »In diesem Augenblick«, so

schrieb Bodelschwingh später, »war es plötzlich, als ob mir Schuppen von den Augen fielen in bezug auf meinen eigenen Lebensberuf. Ich hatte bis dahin niemals auch nur einen leichten Gedanken gehabt, auch hatten es weder Vater noch Mutter noch irgendein anderer Mensch mir je von ferne nahegelegt, daß ich Pastor werden möchte. In diesem Augenblick aber wurde es mir vollständig gewiß, daß mir Gott diesen Beruf geschenkt habe, daß auch kein leiser Zweifel von der Stunde an über mich kam, und ich konnte Gott mit Freudentränen dafür danken.«

Sein Theologiestudium begann er in Basel, nicht der dortigen Theologie, sondern des Missionshauses wegen. Er meinte nämlich, in die Mission gehen zu wollen, was sich später jedoch nicht als seine Berufung erwies. Wichtig war aber die theologische Prägung, die er durch den Baseler Professor Auberlen erfuhr. Bodelschwingh urteilte über ihn: »Er ließ die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende unangetastet von allen kritischen Grübeleien in herzlichster Freude stehen, wie sie stand und hatte eine ungemein einfältige biblische Belesenheit.« Durch Auberlen hatte Bodelschwingh gelernt, seine ganze künftige Tätigkeit unter der Perspektive des wiederkommenden Herrn zu sehen. Die Zielsetzung Bethels – so wird er später sagen – reicht in die Ewigkeit.

Von Basel ging er nach Erlangen und schließlich nach Berlin, wo er sein Studium mit dem ersten Examen abschloß. Das zweite hat er »wegen Zeitmangels« überhaupt nicht gemacht. 1858 erreichte ihn ein Ruf in die Diasporaarbeit nach Paris. Dort hatten viele deutsche Auswanderer Zuflucht gesucht und auf eine neue Existenz gehofft. Aber diese Träume hatten in den blutigen Straßenschlachten von 1848 ein bitteres Ende gefunden. Seither hausten zahllose Deutsche, vor allem Hessen, in den Pariser Elendsquartieren und vegetierten als Straßenkehrer, Müllmänner und Latrinenreiniger in Dreck und Elend dahin. Unbeschreiblich war der geistig-seelische Niedergang, vor allem die Verwahrlosung der völlig unbeaufsichtigten Kinder. Hier gab es keine volkswirtschaftliche Gemeinde mit dem üblichen Versorgungsbetrieb. Hier war Missionsarbeit gefragt.

Missionar in Paris

Im 3. Stock einer großen Mietskaserne im Norden von Paris mietete Bodelschwingh zwei kleine Zimmer. Eine eiserne Bettstelle, ein Tisch, zwei Stühle, ein alter Lehnstuhl bildeten die ganze Einrichtung dieser Pfarrwohnung, die überdies zugleich als Schule dienen mußte. Dazu kaufte er noch ein kleines Harmonium für 100 Fran-

ken, auf dem er aber nur mit einem Finger spielen konnte.

In den nächsten Tagen wanderte er einmal durch die engen, schmutzigen Gassen der Nachbarschaft. Da kommen ihm zwei kleine Mädchen in Hessentracht entgegen. Er läßt sich zu den Eltern führen, ein Gassenkehrer-Ehepaar. Er wolle den Kindern Unterricht erteilen. Die Kinder hatten mit ihren sieben und zehn Jahren noch keine Schule von innen gesehen. Am nächsten Morgen sitzen die beiden droben in seinem Zimmer vor dem Harmonium. Er spielt ihnen ein deutsches Lied. Dann fängt er an zu erzählen. An der Wand hängt ein Bild des Gekreuzigten. Das erklärt er ihnen. Die Kinder hören zum erstenmal von diesem Jesus. Unverwandt hängen ihre Blicke an dem Bild. Sie lauschen und schauen und können nicht genug bekommen. Mit einemmal bemerkt der junge Pfarrer, der diese erste Unterrichtsstunde mit Zittern und Zagen begonnen hatte, wie der kleinen Margarete eine Träne nach der anderen über die Wangen läuft. In diesem Augenblick wird es ihm zur klaren Gewißheit: Gott hat einen Auftrag für ihn in dieser großen Stadt. Als die Mädchen am nächsten Tag wieder kommen, bringen sie einen Buben mit, weil sie meinen, er soll auch das Bild anschauen. So geht es weiter. Mit jedem Tag wird die Schar der Kinder größer, so daß das seltsame Schullokal bald viel zu eng wird. Über die Kinder entstehen Kontakte zu den Eltern. So wird immer deutlicher, daß die deutschen Familien der Gassenkehrer und Lumpensammler einen Mittelpunkt brauchen. Aber woher soll man ihn nehmen?

Nachdem Bodelschwingh wieder einmal einen längeren Gang durch die Gassen der Vorstadt gemacht hat, legt er sich in der Mittagshitze auf einem kleinen Hügel mitten zwischen Steinbrüchen schlafen. Plötzlich wacht er auf, weil er glaubt, dicht neben sich eine Stimme zu hören, die ihm zuruft: »Dieser Hügel gehört dem Herrn.« Als er sich aufrichtet und um sich blickt, ist kein Mensch zu sehen. Da versteht der junge Pfarrer, was dies zu bedeuten hat. Er pachtet den Hügel und baut darauf mit in Deutschland gesammelten Geldern ein Holzhaus mit zwei Räumen, einer zum Wohnen und einer zum Schulehalten. Bald entsteht daneben auch eine Kirche und schließlich ein richtiges Pfarrhaus. So wird der Hügel zum Zentrum einer neu entstehenden Gemeinde.

Diese Arbeit in Paris war so etwas wie die Grundschule für den späteren Anstalts-pfarrer von Bethel. Die Wiege des Betheler Werkes der Barmherzigkeit stand in den Elendsquartieren eines Pariser Vorortes. In einem Brief schreibt er einmal: »Ich kann wirklich Gott nicht genug danken,

daß er mich noch in diese Vorbereitungs-schule geschickt hat . . . Ein Haufen armer Kinder, den ich mir von der Straße aufgelesen . . . ja, diese armen Kinder sind meine Professoren geworden, die mir wirklich über einige Punkte der Dogmatik bessere Aufklärung verschaffen, als mir die Universität sie geben konnte . . .«.

In die Pariser Zeit fiel auch die Gründung eines eigenen Hausstandes. Bodelschwingh hat seine Cousine Ida, die Tochter eines Onkels, geheiratet, der inzwischen ebenfalls preußischer Finanzminister geworden war. Später hat Bodelschwingh von seiner Frau gesagt: »Sie ist fast 34 Jahre lang meine treue Fürbitterin, Beraterin, Pflegerin des Leibes und der Seele gewesen, sie hat mir nicht allein in der Hitze des Tages den Schweiß von der Stirn gewischt, sondern auch mein Herz abgekühlt, wenn es heiß herging, und mich ebenso treu gewarnt und gestraft als getröstet und geliebt. Auch meinen Kindern ist sie eine unvergeßliche Mutter gewesen.« (F. v. Bodelschwingh 33)

Ida von Bodelschwingh war wie Friedrich eine stark ausgeprägte Persönlichkeit. Beide stammten aus demselben alten Adelsgeschlecht. Beide waren tiefinnerliche und rückhaltlos einsatzbereite Christen. Aber in ihrer Gemütsverfassung gab es erhebliche Unterschiede. Während Friedrich mit einer guten Portion Humor begabt und jederzeit in der Lage war, Freude und Zuversicht um sich zu verbreiten, litt seine Frau Ida an einer dauernden Neigung zu Schwermut. Schon während er noch in Berlin studierte, mußte er für seine Cousine einen Platz in einer psychiatrischen Heilanstalt besorgen. Von Paris aus mußte sie einmal für Monate nach Deutschland zurückkehren, um eine schwere Nervenkrankheit so weit auszuheilen, daß sie wieder ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau wahrnehmen konnte. Und auch später hat sich nie ein anhaltendes Stimmungshoch über ihr Gemüt ausgebreitet. Und dennoch hat sie – vor allem dank ihres Glaubens – ein tapferes Leben an der Seite ihres Mannes geführt. Vor allem diese seelische Verfassung seiner Frau hat Bodelschwingh daran gehindert, in die Mission zu gehen. Stattdessen nahm er einen Ruf auf die Pfarrstelle in Dellwig im Ruhrtal an.

Gemeindepfarrer in Dellwig

Dellwig war ein starker Kontrast zu Paris. Paris war Missions- und Pioniersituation. Hier konnte das Leben einer jung aufblühenden Gemeinde von innen heraus entwickelt und gestaltet werden. Dellwig war eine volksskirchliche Traditionsgemeinde westfälischer Bauern mit ihrem Stolz, ihrer Bodenständigkeit und den »unumstößlichen Ordnungen eines Wandels nach vä-

terlicher Weise«. Aber auch diese acht stillen Jahre in Dellwig waren eine wichtige Vorschule. Hier lernte der spätere Diakonissenvorsteher die Heimatgemeinden seiner künftigen Schwestern und die Mentalität der Leute vom Lande kennen. Zweimal während dieser Zeit mußte die Pastirin ihren Mann als Feldprediger hinausziehen lassen, damit er Verwundeten und Sterbenden beistehen konnte: 1866 und 1870. Später hat mancher Kriegskamerad dem ehemaligen Feldprediger den Sohn oder die Tochter nach Bethel geschickt, damit sie dort als Mitstreiter in einem ganz andersartigen Feldzug Gottes unter der väterlichen Führung Bodelschwinghs ihr Leben einsetzten.

Zwischen den beiden Kriegen lagen für die Pfarrersleute die dunkelsten und schwersten Stunden ihres Lebens. Im Januar 1869 wurden ihnen innerhalb von zwei Wochen alle vier Kinder genommen. Am Weihnachtsabend 1868 hatte noch einmal Kinderjubiläum das Pfarrhaus erfüllt, zur großen Freude der Eltern, die mit Zärtlichkeit und Liebe an ihren Kindern hingen. Besonders der älteste Sohn Ernst erweckte ihre Hoffnungen, weil sein Herz ganz offen war für Gott. Er wollte später einmal Gehilfe des Vaters werden. An einem früheren Weihnachtsabend war er einmal leise dem Vater nachgeschlichen, als dieser auf die Kanzel stieg, so daß Bodelschwingh unter seiner Hand plötzlich ein Kinderköpfchen spürte. So blieb der kleine Ernst neben dem Vater auf der Kanzel stehen, bis die Predigt zu Ende war. Als die Familie jetzt Weihnachten feierte, hatte Ernst schon einen gefährlichen Stickhusten (Keuchhusten) und bekam kurz darauf noch eine Lungenentzündung. In den folgenden Tagen mußten auch die drei jüngeren Geschwister mit derselben Krankheit ins Bett. Friedrich, der Zweitjüngste, starb zuerst auf dem Schoß der Mutter, nachdem er eben noch einmal mit seinen kleinen Händen ihre Tränen abgewischt hatte. Dann folgte im Abstand von wenigen Tagen eins nach dem anderen. Vier Kindergräber in zwölf Tagen.

Man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn darüber die Eltern in Verzweiflung und Umnachtung gefallen wären. Der Schmerz ging bis an die Grenze des Erträglichen. Bodelschwingh hat in den folgenden Monaten viele Stunden auf einer kleinen Bank zugebracht, die er sich vor den Kindergräbern hatte aufstellen lassen. Dabei hat er immer wieder meditierend den Vers gebetet: »Wir rühmen uns auch der Trübsale; dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung; Erfahrung aber bringt Hoffnung. Hoffnung aber läßt nicht zuschanden werden.« (Römer 5, 3)

Damit waren aber nicht die Fragen der Eltern zum Schweigen gebracht: »Was will Gott damit sagen? Weshalb rechnet er so schwer mit uns ab? Was sagt er uns durch solches Leid?« Einige Zeit nach dem Tod der Kinder schrieb Bodelschwingh an seine alte Mutter: »Das Gefühl des Gerichtlichen, was ja auch in dieser Heimsuchung lag, hat dem Gefühl der Gewißheit Raum gegeben, daß Gott nur Friedensgedanken mit uns und unseren Kindlein hat. Ach, daß wir nur fort und fort auf seine heiligen Wege achteten, daß er diese Friedensgedanken auch an uns ausführen kann.« So schrieb er drei Jahre vor seiner Berufung nach Bethel. Wie die Eltern später diese Heimsuchung verstanden haben, zeigen zwei weitere Äußerungen. Die Mutter hat gesagt: »Wir haben damals gelernt, daß man sein Herz nicht an Irdisches hängen darf, auch an das Allerliebste nicht. Wir haben gelernt, arme Leute liebhaben und traurige Leute trösten.« Und der Vater sagte im Rückblick einmal: »Damals merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere.« Daß Bethel ein Werk der Barmherzigkeit werden konnte, ist nicht zuletzt dieser harten Erfahrung zu danken, die als eine letzte Zubereitung für eine größere Aufgabe verstanden werden kann.

Aber auch für seine seelsorgerische und erzieherische Verantwortung hat Bodelschwingh im Feuer dieser Heimsuchung Entscheidendes gelernt. Dem 1874 in Bethel erbauten Diakonissenmutterhaus hat er im Einvernehmen mit den Schwestern den Namen »Sarepta« gegeben. Sarepta war in alttestamentlicher Zeit eine Glasschmelzerstadt. Mit dieser Namengebung wollte Bodelschwingh sagen: ein Diakonissenmutterhaus ist eine Schmelzhütte. Jeder Mensch, so hatte er erfahren, bringt Härten und Verkrampfungen seines Wesens mit, die der Auflockerung und Umschmelzung bedürfen. Er wußte aus eigener Lebenserfahrung, wie Leid und Heimsuchungen zum Segen werden können, wenn man sie als ein Schmelzfeuer Gottes annimmt und wirken läßt. Deshalb steht über dem Eingang des Diakonissenmutterhauses Sarepta ein Wort aus dem Propheten Maleachi: »Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen.« (Mal 3, 3)

Anstaltspfarrer in Bethel

Im Alter von 40 Jahren wurde Bodelschwingh auf die Stelle eines Anstaltsgeistlichen für zwei in der Entstehung begriffene Einrichtungen berufen, der »Westfälischen Diakonissenanstalt« und einer Pflegeanstalt für Epileptische. Für beide Einrichtungen waren Neubauten fällig. Einer der ersten Beschlüsse nach sei-

ner Berufung hatte zum Inhalt, daß die beiden Neubauten in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander errichtet sind, so daß die ursprünglich getrennten Einrichtungen in eine örtliche und organische Beziehung zueinander gebracht wurden. Einer der Grundsätze Bodelschwinghs lautete: Es muß Nachbarschaft hergestellt werden zwischen den Hilfsbedürftigen und Hilfsbereiten.

Die örtliche Lage vor den Toren Bielefelds erwies sich als außerordentlich günstig. Die Nähe der Stadt brachte manche Vorteile. Andererseits gab es in zwei nahen Tälern des Teutoburger Waldes genügend Raum zur Entfaltung für die stürmische Entwicklung des Werkes.

Die Ausdehnung ließ nicht lange auf sich warten. Man hatte bei der Fürsorge für die Epileptischen zunächst an Kinder gedacht. Aber bald stellte sich heraus, daß Kinder nicht in dem Maße kamen wie man erwartet hatte. Stattdessen meldeten sich Erwachsene in großer Zahl, Leute aus allen Ständen und Berufen und in allen Krankheitsgraden. Bodelschwingh erkannte, daß es sich hierbei nicht nur um eine Arbeit für den Arzt, den Pfleger und den Seelsorger handelte, sondern um eine große soziale Aufgabe. Nicht die Krankheit an und für sich, nicht zuerst die Hoffnung, gesund zu werden, führte die meisten Leute nach Bethel, sondern die Arbeits- und Heimatlosigkeit, das Ausgestoßensein aus der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft und die damit verbundene Trost- und Hoffnungslosigkeit einer solchen Existenz. Angesichts dieser Not eröffnete sich für den ehemaligen Landwirt, den Gassenkehrerpastor von Paris und den Dorfpfarrer von Dellwig, eine Aufgabe, in der alle bisherigen Lebensführungen zusammenflossen und in der alle früheren Erfahrungen fruchtbar verwertet werden konnten. Denn es galt jetzt neben sorgfältiger medizinischer Betreuung vor allem den Kranken eine neue Heimat zu schaffen – und eine Lebensgemeinschaft, in der jede Fähigkeit und Begabung auch des kranken Menschen sinnvoll in Dienst genommen wurde. Die Epileptischen wollten sich nicht mehr als Aufgebene und Ausgestoßene, nicht mehr als Wegwerfmenschen erleben, sondern als bejahte, ernstgenommene und geachtete Glieder einer neuen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft.

Im Laufe der nächsten Jahre wuchsen Pflege-, Kranken- und Werkhäuser aus der Erde. Wiesen und Felder verwandelten sich in Straßen, Wege und blühende Gärten. Bethel wuchs nach und nach zu einer kleinen Stadt heran. Das Zusammenleben so vieler Kranker, Behinderter, Elender war nur möglich, wenn jeder seine Aufgabe, seinen Verantwortungsbe-

reich und seinen anerkannten Platz in der Gemeinschaft hatte. Lange bevor der Begriff Arbeitstherapie aufkam, hat Bodelschwingh sie praktiziert. Er sagte einmal: »Ich täte meinen Kranken das größte Unrecht, wenn ich ihnen die Verantwortung nähme und alles bei ihnen entschuldigen wollte.« Deshalb hat er sie aus dem Müßiggang und der Grübelelei herausgeholt und jedem eine Aufgabe übertragen. Die Kranken wurden in kleine Familiengruppen aufgegliedert und jeder in eine Arbeit eingewiesen, die er gelernt hatte und die er gewohnt war. Der Bauer bekam wieder den Pflug in die Hand, der Tischler wurde an die Hobelbank gestellt, der Schneider in die Schneiderei, der Schuster in die Schuhmacherwerkstatt usw. So wurde ein Werkhaus und ein Betrieb nach dem anderen aufgebaut: Bäckerei, Metzgerei, Gärtnerei, Weberei, Buchbinderei, Schlosserei, Spenglerei, Malerwerkstatt, Sattlerei, Wäscherei, Posaunenwerkstatt und andere mehr – eine Entwicklung, die inzwischen bis zur modernen industriellen Produktion fortgeschritten ist. Beschützende Werkstätten dürften erstmals in Bethel entwickelt worden sein. Über die Beweggründe zu dieser Entwicklung schrieb Bodelschwingh im Jahresbericht 1894/95:

»Was sollte namentlich aus unseren konfirmierten Knaben werden, von denen doch nur immerhin der zehnte Teil als genesen entlassen werden kann, nach ihrer Konfirmation. Sie alle ohne Beruf zu lassen, da sie doch meist mit großer Begierde nach einem solchen trachten, sie alle zur Landarbeit ihr Leben lang zu drängen wider ihren Willen wäre grausam. So blieb uns nichts anderes übrig, als unter selbständigen tüchtigen Meistern, aus unserer Bruderschaft hervorgegangen, eigene Werkstätten aufzurichten und denselben auch für sich und ihre Hausgenossen eigenen Haushalt usw. zu bewilligen. Ein Familienleben nach guter alter deutscher Sitte, wo epileptische Lehrlinge und Gesellen als Hausgenossen mit Meister, Meisterin und den Kindern an einem Tisch sitzen, sollte wieder aufgerichtet werden.«

Eine der originellsten Einrichtungen in Bethel ist die sogenannte Brockensammlung. Im Jahre 1890 schrieb Bodelschwingh einmal auf Anregung eines Kranken ein Flugblatt, in dem er darum bat, nicht mehr verwendete Sachen verschiedenster Art nach Bethel zu schicken. Er ahnte nicht, was er damit ausgelöst hatte. Als bald öffneten sich nämlich zahllose Rumpelkammern und schütteten ihren Abfall über Bethel aus. Schnell mußte ein eigenes Haus gebaut werden, und bald darauf ein zweites. Es zeigte sich, daß das Auspacken, Sortieren, Reparieren der defekten Sachen ganz neue Aufgaben- und Arbeitsbereiche für viele Kran-



Fotos aus: Wolfgang Hahner,
Das kleine Glück behinderter Kinder,
Neukircher Verlag des
Erziehungsvereins GmbH,
Neukirchen-Vluyn.

ke eröffnete, so u. a. eine Uhrmacherwerkstatt, eine Goldschmiede, eine Vergolderei, eine Handschuhmacherwerkstatt, eine Stuhlflechterei, eine Schirmmacherwerkstatt. Am bekanntesten ist wohl die Briefmarkensammel- und Sortierstelle und ein dazugehöriges Briefmarkengeschäft.

In einer ersten Rückschau auf die Bedeutung der **Arbeit** für die Kranken von Bethel sagt der Oberarzt Dr. Witten im Verwaltungsbericht von 1904/05:

»Die Gründer von Bethel haben es frühe erkannt, daß eine ihrer Hauptaufgaben in der Herbeischaffung von Arbeitsgelegenheiten für die Epileptiker besteht. In der Tat würden sich die Erregungszustände, Verstimmungen, die hysterischen Affektionen, die Prügeleien sofort verzehnfachen, wenn man dem Epileptiker die Arbeit fortnehme.«

Und Pastor Fritz, der Sohn und Erbe Vater Bodelschwings, faßte die Intentionen seines Vaters treffend zusammen, wenn er 1932 schrieb:

»Soll die Beschäftigung wirklich heilsam und heilend sein, muß – wenn der Ausdruck gewagt werden darf – eine Arbeitstherapie höherer Ordnung gefunden wer-

den; d. h. nicht die Lösung des einzelnen Falles tut es, nicht die gelingende Zuweisung der passenden Beschäftigung an einen Patienten ist schon ausreichend, sondern man stelle die Kranken in einen lebendigen Organismus der Arbeit, in eine miteinander und füreinander arbeitende Gemeinde.

Aus dem bisher Gesagten ist schon deutlich geworden, daß weder die pflegerischen noch die arbeitstherapeutischen Aufgaben in Bethel wahrgenommen werden konnten ohne männliche Mitarbeiter. Die Pflege und Betreuung der kranken Frauen und Mädchen wurde fast ausschließlich von den Sarepta-Schwwestern des Diakonissenmutterhauses übernommen. Ein Problem war aber anfangs die Betreuung der männlichen Kranken. Bodelschwing wandte sich zunächst an verschiedene Diakonen- und Brüderhäuser mit der Bitte um Krankenpfleger. Aber er erhielt fast durchweg Absagen. So gab es nur einen Weg. Neben Sarepta mußte eine Diakonenanstalt errichtet werden.

Diesen Weg beschritt Bodelschwing um so zuversichtlicher, als sich sechs seiner freien Pfleger 1877 zu einer »Westfälischen Brüderanstalt« zusammenschlossen hatten. 1882 wurde ein neuer-

richtetes Brüderhaus eingeweiht, das den Namen »Nazareth« erhielt. Ermöglicht wurde dieser Bau durch eine Geldspende des Johanniterordens, weshalb das Haus an der Giebelseite zur Erinnerung an diese Gabe ein großes weißes Johanniterkreuz trägt.

Charakteristisch für die Diakonenschaft in Bethel war ihr organisches Eingefügtsein in eine Gemeinde. Im kirchlichen Deutschland war damals eine Fülle von Anstalten und Werken der Inneren Mission entstanden. In Bethel entstand von vornherein eine Gemeinde Gottes. Diese Gemeinde umfaßte das schwächste Kind, den kränksten Mann, die elendste Patientin, genauso wie den Anstaltsleiter, die Pastoren, die Ärzte, die Diakone, die Diakonissen, die Handwerker, die Arbeiter, ohne Unterschied des Standes und der Arbeit. Es ist später als eine freundliche Fügung Gottes empfunden worden, daß Nazareth nicht als Anstalt mit einem Eigenleben entstanden und ins Leben gewachsen ist, sondern als ein Glied der Gesamtgemeinde Bethel. So empfanden sich die Diakone nicht so sehr als Anstaltsangestellte, sondern vielmehr als Glieder und Mitarbeiter der Elendsgemeinde Jesu in Bethel. Die Nazarethbrüder übten von Anfang an eine

echte Gemeinde- und Gemeinschaftsdiakonie aus. Das konnten sie, weil sie eine Lebensgemeinschaft waren mit Christus in ihrer Mitte. »Um diese geistliche Mitte«, so heißt es in einem Bericht, »sind alle Brüderhäuser gebaut, und aus dieser Mitte empfangen die Häuser, in denen Diakone arbeiten, ihr Klima. Wo der Geist Gottes und das Wort Gottes das ‚Betriebsklima‘ reinigen, heiligen und regieren, da hat das sogenannte ‚soziale Elend‘ viel von seiner Hoffnungslosigkeit von vornherein verloren. Die Hoffnung auf die Zukunft Jesu Christi holt den Menschen aus der Resignation heraus und erweckt allezeit zu Aktionen, die jeglichem menschlichen Leiden hilfreich und tätig begegnen. Dieses reale Rechnen mit dem lebendigen und wiederkommenden Christus war das Betriebsgeheimnis Bethels und der innere Motor der Arbeitsfreudigkeit Bodelschwings. ‚Wer hier ermüden will, der schau auf das Ziel – da ist Freude.‘ Dieser Spruch hängt heute noch neben Bodelschwings Arbeitstisch.«

Für die Aufnahme ins Brüderhaus und in die Diakonenschaft gab es klare Kriterien. Eines davon lautete: »Die Aufnahme kann nicht geschehen, um dem Aspiranten ein ihm sonst fehlendes Unterkommen (Lebensunterhalt) zu verschaffen.« Im übrigen war auch das Brüderhaus Nazareth genauso ein Ort der Umschmelzung und Erläuterung wie das Schwesternhaus Sarepta. Aufschlußreich hierfür sind folgende Zahlen. In den ersten 20 Jahren meldeten sich damals 2600 junge Männer für Nazareth. Davon sind 1800 Gesuche abgelehnt worden. Etwa 800 führten zum Eintritt in das Brüderhaus. Von diesen 800 schieden 540 wieder aus. 1897 zählte die Bruderschaft Nazareth 270 Glieder. Als Erklärung hierfür sagte man: »Die Arbeit prüft das Herz, und das Sichten wird mit dem Ernst geübt, den wir der Sache schuldig sind.«

So wuchs allmählich eine Anstaltsgemeinde heran, die doch nicht eigentlich den Charakter einer Anstalt an sich trägt, sondern den einer großen Familie, die Freude und Leid miteinander teilt. Je dunkler die Schatten der Krankheit waren, die sich besonders in den Häusern der Schwächsten und Kränksten schwer auf das Herz Vater Bodelschwings legten, um so mehr war er selber bemüht, den Geist der Freude und der Hoffnung in jedes Haus hineinzutragen. Er selbst hat für sein ganzes Werk großen Wert darauf gelegt, keinen Festtag ungefeiert zu lassen und hat jedem Hausvater und jeder Familiengemeinschaft in Bethel empfohlen, jede Gelegenheit zum Feiern zu ergreifen. Das Feiern der Feste in einem erfinderischen Reichtum gehörte ebenso zu den charakteristischen Merkmalen Bethels wie die

gemeinsame und alle miteinander verbindende Arbeit.

So wuchs in Bethel ein Werk heran, das ebenbürtig neben die schöpferischen Ordensgründungen des Mittelalters gestellt werden kann. Wer aber meint, daß Bodelschwing durch die Aufgaben in Bethel so in Anspruch genommen war, daß die Energien seiner Liebe dadurch völlig absorbiert worden wären, der wird eines Besseren belehrt.

Bischof der Tappelbrüder

Als Bodelschwing im ausgehenden Winter 1882 einen heimatlosen Mann, einen von Hunderttausenden, den er vorübergehend in Bethel aufgenommen hatte, wieder fortschicken wollte, fragte dieser Mann, warum er denn wieder auf die Wanderschaft gehen solle. Bodelschwing antwortete, Bethel sei eine Heimat für Epileptiker, hier könnten nur Fallsüchtige aufgenommen werden, und er sei kein solcher. Darauf entgegnete der Tappelbruder: »Herr Pastor, wir sind auch fallsüchtig!« Und er meinte das Riesenheer gefallener Menschen, die in jener Zeit als Arbeits- und Heimatlose auf den Straßen Deutschlands unterwegs waren. »Wir sind auch fallsüchtig« – dieses Wort traf. Es war die Initialzündung für einen neuen Arbeitszweig.

Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es in Deutschland einen Höhepunkt der Arbeitslosigkeit. Die Industrialisierung hatte große Teile des Handwerkerstandes zerschlagen. Mittelständische Zunft- und Lebensordnungen hatten sich aufgelöst, Innungen waren zerfallen, so daß viele Menschen neben der Arbeitslosigkeit auch einem fortschreitenden Prozeß sozialer Entwurzelung ausgeliefert waren. Es gab damals weder Arbeitsämter noch Krankenkassen noch Arbeitslosenunterstützung. Dazu kamen die Begleit- und Folgeerscheinungen der Gründerjahre. Die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung nach 1871 hatten das deutsche Wirtschaftsleben gefährlich aufgebläht und ungesunde Spekulationen verursacht. In den Jahren 1871/72 entstanden allein in Preußen 780 neue Aktiengesellschaften gegenüber nur 300 in den vorangegangenen 80 Jahren. Die Folge waren Kursstürze und Massenzusammenbrüche derartiger Neugründungen. Auf diese Weise verlor wiederum ein Heer von Menschen aller sozialen Schichten seine Existenzgrundlage. Dieses Heer ergoß sich zu großen Teilen auf die Straße und zog tappelnd, bettelnd und vagabundierend durch die deutschen Lande. Die Hauptwanderwege verliefen zwischen dem industriereichen Westen und dem ländlichen Osten, und eine der wichtigsten

Wanderstraßen führte an Bielefeld und Bethel vorbei. Bodelschwing kannte in der Nähe Bielefelds eine Schnapsherberge. Der Wirt mästete mehrere Schweine allein von den Butterbroten, die seine Gäste bei der gutmütigen Landbevölkerung zusammengebettelt hatten. Sie waren außerstande, diese selbst zu verzehren. Sie tauschten ihre Brote in der Herberge gegen Schnaps ein.

Bodelschwing begann zu rechnen: Allein in Westfalen erbettelten täglich etwa 4000 Wanderbettler jeder eine Mark. Das sind pro Jahr eineinhalb Millionen, die nicht nur nutzlos hinausgeworfen wurden, sondern die geradezu zur Erziehung von Tagedieben und Säufnern dienten. In solcher Art von Almosen sah er das Gegenteil von Barmherzigkeit. Hier war eine andere, eine sachgerechtere und eine der Menschenwürde entsprechende Hilfe nötig. Eine solche Hilfe, so rechnete er sich aus, müßte billiger sein als die hinausgeworfenen und im letzten verderblichen eineinhalb Millionen. Das Ergebnis seines Nachdenkens brachte er auf die knappe Formel: Arbeit statt Almosen.

Nun waren die Möglichkeiten Bethels freilich sehr begrenzt. Schließlich sollte ein Arbeits- und Sanierungsunternehmen gründlich und großzügig angelegt werden. Deshalb kaufte Bodelschwing mit Hilfe eines Vereins für Innere Mission einen 500 Morgen großen unfruchtbaren Landstrich zwischen Bielefeld und Paderborn, um darauf eine Arbeiterkolonie zu errichten. Im Sommer 1882 nahm diese Kolonie unter dem Namen Wilhelmsdorf ihre Tätigkeit auf. Welch eine Wohltat für viele Tappelbrüder, nach Jahren ziellosen Umhertreibens und allmählichen Verkommens jetzt ein Stübchen mit einem sauberen Bett, frische Wäsche, ordentliche Kleidung und vor allem Arbeit zu haben. Mochte die Hausordnung streng sein – auch darin lag Barmherzigkeit. Nur eine feste Ordnung konnte den Entwurzelten festen Halt geben. Im übrigen wurde die Wanderschaft dieser Männer auf ein höheres Ziel gerichtet. Bodelschwing sagte: »In unserem Wilhelmsdorf soll es nicht nur heißen: Arbeitet, sondern hier soll es vor allem auch heißen: Betet. Gebet und Arbeit zusammengemengt, das trägt selbige Frucht für Zeit und Ewigkeit.«

Von nun an wurde auf Initiative Bodelschwings, aber in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, der Kampf um die Menschen auf der Landstraße in der ganzen Breite weitergeführt. Ein Netz von Arbeiterkolonien, Herbergen zur Heimat (Einrichtungen der Inneren Mission, die gegen geringes Entgelt Unterkunft und Verpflegung gewährten) und Arbeits- und Verpflegungsstationen wurde allmählich über ganz Deutschland ausgespannt. So

konnte ein Arbeitsloser sich in Zeiten wirtschaftlicher Krise für Wochen und Monate ehrlich und sauber durchschlagen und für bessere Zeiten seelisch, sittlich und sozial gesund bleiben. 1905 gab es in Deutschland 462 Herbergen zur Heimat und 20 evangelische Arbeiterkolonien.

Nun war Bodelschwingh staatspolitisch genügend erfahren, um von Anfang an zu wissen, daß letztlich nur eine Sozialgesetzgebung diesem Elend beikommen konnte. Die gesetzlichen Regelungen, die er in den 80er Jahren vorfand, wurden der tatsächlichen Not nicht gerecht. Deshalb hat er selbst 25 Jahre lang um eine gesetzliche Neuregelung gekämpft. Kein Zweig seines arbeitsreichen Lebens hat ihm eine gleiche Last von Enttäuschungen, Demütigungen, Mühsälen, schlaflosen Nächten sowie immer erneuten schriftlichen und mündlichen Bitten auferlegt wie sein Ringen um die Brüder von der Landstraße. Weil die »Wanderarmen« keine Lobby hatten und aus den eigenen Reihen keine parlamentarischen Wortführer stellen konnten, hat Bodelschwingh sich 1903 als 72jähriger in den Preußischen Landtag wählen lassen. Nach langen Kämpfen erlebte er endlich 1907 – drei Jahre vor seinem Tod – die Verabschiedung des preußischen Wanderarbeitsstättengesetzes als eine reife Frucht seiner zähen Arbeit. Dank dieser Initiative konnten ungezählte Männer vor der Verwahrlosung bewahrt bleiben.

Gründer des Bausparwesens

Bethel hatte sich seit seiner Gründung ständig vergrößert. Dazu mußten umliegende Grundstücke und Höfe aufgekauft und dem Anstaltsbereich eingegliedert werden. Man war von den vielfältigen Aufgaben dieser Aufbauphase so in Anspruch genommen, daß man sich keine Gedanken darüber machte, was aus den Leuten wurde, deren Anwesen man aufgekauft hatte. Es ist im nachhinein schwer vorstellbar, daß so etwas in Bethel, der Stadt der Liebe und Barmherzigkeit, hatte passieren können. Aber schließlich kam der Tag, an dem die Spannungen sich explosionsartig entluden. Durch Brandstiftung gingen zwei Häuser in Bethel in Flammen auf.

Diesen Ereignissen war ein unruhiger Winter vorausgegangen. Als in einer Bielefelder Fabrik ein Streik ausgebrochen war, wurde Bodelschwingh verdächtigt, aus seiner Arbeiterkolonie Streikbrecher gestellt zu haben. Die Ursachen dafür, weshalb dieses Gerücht geglaubt wurde, erfuhr Bodelschwingh dann in jener Nacht der Brandstiftung. Während die schreienden epileptischen Männer mit Gewalt aus dem brennenden Haus gerettet werden mußten, vernahm Bodelschwingh aus der

Reihe der gaffenden Zuschauer den Ruf: »So ist's recht, daß Bodelschwingh brennt; warum hat er uns aus unseren Häusern vertrieben?«

So fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Zutiefst getroffen gestand er ein, daß er sich ein schwerwiegendes Versäumnis hatte zuschulden kommen lassen. Sein Entschluß stand fest: Hier muß ein Unrecht wiedergutmacht werden. Aber mehr noch. Er hatte ein waches Gefühl für die Zeichenhaftigkeit eines solchen Geschehens. Mit einem Schlage stand das ganze Wohnungselend des modernen Proletariats wie ein flammendes Fanal vor seinen Augen. Diesem Elend mußte man mit einer schöpferischen Tat begegnen. Noch im gleichen Jahr gründete er den »Verein Arbeiterheim«.

Als er mit seinem Vorhaben an die Öffentlichkeit trat, schrieb er: »Unser Mut (diese Sache zu vertreten) beruht auf der gewonenen dreifachen Überzeugung:

1. daß jedem fleißigen Arbeiter mit der Zeit zu einem eigenen Herde auf eigener Scholle verholfen werden kann, ohne demselben ein Almosen zu gewähren und ohne das dazu notwendige Kapital irgendwie unsicherer anzulegen, als in einer öffentlichen Sparkasse oder in sicheren Staatspapieren;
2. daß dem deutschen Arbeiter ein außerordentlich starker Trieb innewohnt zur Erwerbung eines eigenen Herdes, und daß er, um dieses Ziel zu erreichen, sich große Entsagungen und große Opfer willig auferlegt, und
3. daß es eine fröhliche Pflicht der Nächstenliebe ist, demjenigen Stande, der den Druck des Lebens am härtesten zu tragen hat, auch diejenigen Erleichterungen zu gewähren, die wirtschaftlich möglich sind und die das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und des vergeblichen Arbeitens von ihm nehmen. Wir kennen aber für denselben keine größere irdische Wohltat, als den eigenen Herd auf eigener Scholle.«

In der Regel mußte der Anwärter auf ein Eigenheim 500 Mark angespart haben. Erreichte der Eigenanteil ein Drittel der Bausumme (sie betrug damals etwa 6000 Mark), wurden Haus und Garten als Eigentum überschrieben. Von da ab wandelten sich die Mieten in Raten zur Abzahlung der restlichen Kaufsumme. Diese Verpflichtungen waren überschaubar. Der Erwerb eines Hauses mußte nicht mit lebenslanger Verschuldung bezahlt werden. – So wurde Bodelschwingh zum Gründer der ersten Bausparkasse. Sein Heimstättenprojekt hat er einmal mit den Worten begründet: »Was nützt es, die armen Leute auf die himmlische Heimat zu verweisen, während ihre Gemüter so

verbittert sind und die irdische Heimat ihnen als eine Hölle erscheint und in vielen Lagen es auch wirklich ist.«

Es fehlt der Raum, an dieser Stelle auch noch über die von Bodelschwingh aufgebaute Ostafrika-Mission zu berichten. Ebenso wenig kann über die Motive zur Errichtung einer Kirchlichen Hochschule in Bethel informiert werden. Aber die Frage, wie ein solches Riesenwerk wie Bethel mit all seinen verschiedenen Arbeitszweigen überhaupt finanziert werden konnte, sollte hier noch erörtert werden.

Der geniale Bettler

Bodelschwingh hat die Kunst des Bettelns in einer königlichen Freiheit und mit unerschöpflicher Phantasie praktiziert. Seine Rechtfertigung dafür hört sich folgendermaßen an: »Ich sehe nicht ein, wie wir ehrliche Leute bleiben wollen, wenn wir uns nicht mit allen Kräften aufs Bitten legen, nachdem wir uns nicht entschließen konnten, so viele wirklich herzerreißende Bitten abzuweisen.« Wenn man ihm Vorhaltungen wegen seiner unermüdlichen Bettelei machte, entschuldigte er sich damit, daß er selbst ja unvergleichlich viel mehr angebettelt würde. »Die Bitten, die ich ausgehen lasse (die ich ausspreche), sind ja nur ein ganz leiser Ton gegenüber dem unermeßlich lauten Schrei, der täglich an meine Ohren dringt.« Er sah sich nur als Sprachrohr, durch das das Elend der Welt denen mitgeteilt würde, die sonst nichts davon erfahren. Und er war der festen Überzeugung, daß er jedem Menschen, den er um eine Gabe bat, eine Liebe erwies.

Von Anfang an hat er an dem Grundsatz festgehalten, niemals einen Kranken um des Geldes willen fortzuschicken. Dabei hatte er aber nicht nur für Kranke zu sorgen, sondern auch für Alte, Heimatlose, Ausgestoßene, Verzweifelte und für unterentwickelte Volksstämme in Afrika. Dazu wurde von Bethel aus ein dichtes Netz der Sammeltätigkeit über ganz Deutschland und weit darüber hinaus aufgebaut.

Einmal wandte sich Bodelschwingh an die Öffentlichkeit mit der Losung: »Für jedes gesunde Kind einen Groschen im Jahr!« Bald darauf konnte er berichten: »Einige Eltern haben für jedes gesunde Kind einen Taler geschenkt, andere eine Mark, wieder andere haben alle gesunden Jahre ihrer Kinder zusammengezählt und für jedes gesunde Jahr einen Groschen gegeben.«

1891 sollte ein Anwesen erworben werden, um dessen Wasservorkommen für die Anstalt nutzbar machen zu können. 50 000 Liter Wasser konnten hier täglich gewonnen werden. Der Kaufpreis betrug 50 000 Mark. Bodelschwingh erließ einen

Aufruf und bat darin jeden Leser, er möge eine Mark spenden, »um für alle Zukunft täglich unsern armen Kranken einen Liter frischen Wassers zu reichen.« Bis Weihnachten 1891 hatte er die 50 000 Mark beisammen.

Als einmal eine alte Dame aus der vornehmen Gesellschaft Bethel besuchte und auf der Straße Bodelschwingh entdeckte, stürzte sie auf ihn zu, ergriff leidenschaftlich seine Hand und rief voller Bewegung aus: »Endlich habe ich die große Freude, den großen Gottesmann zu sehen!« Darauf wandte Bodelschwingh sich zu seinem Begleiter mit der Weisung: »Du, dafür nimm ihr eine Mark ab« – und ging schweigend weiter.

Als er noch Pfarrer in Dellwig war, wo die Dorfkirche durch Anbau erweitert werden mußte, ging er mit einem Sammelbuch unter dem Arm durch alle 400 Haushaltungen seiner Gemeinde. Für jede Familie hielt er eine besondere Seite dieses Buches zum Spendeneintrag bereit, so daß keiner wußte, wieviel die anderen gegeben hatten. Bei der Grundsteinlegung schwenkte er triumphierend das Sammelbüchlein und rief: »Hier habe ich das ganze Geld für den Kirchbau stehen.«

In Bethel hatte er schon sehr früh den sogenannten Pfennigverein gegründet, dessen Sinn es war, das Werk der Barmherzigkeit durch einen möglichst großen Geberkreis tragen zu lassen. Die kleinen und kleinsten Gaben waren ihm genauso wichtig wie die großzügigen Spenden. Einmal konnte er mit 100 000 von Kindern gesammelten Kupferpfennigen zwei Glocken für die Zionskirche in Bethel anschaffen.

Als aber der amerikanische Millionär Carnegie eine Millionenstiftung anbot – mit dem Hintergedanken, durch Bodelschwingh mit dem Hohenzollernhaus in Verbindung zu kommen –, hat Bodelschwingh auf die Spende verzichtet und stattdessen dem reichen Herrn das soziale Elend aufs Gewissen gebunden. Die lautere Liebe, die hinter einer Groschenspende stand, war ihm ungleich viel mehr wert als eine mit Hintergedanken gespendete Million.

Der Eifer für das Werk der Barmherzigkeit hat Bodelschwingh zu einem charismatischen Bettler werden lassen. Als er Mutter Eva von Tiele-Winckler nach einer fünfjährigen Amtszeit als Oberin des Diakonissenmutterhauses Sarepta entließ, damit sie in ihrer oberschlesischen Heimat ein eigenes Werk übernehmen konnte, schrieb er ihr: »Ich erhebe Dich hiermit in meinen eigenen Stand, nämlich eines armen Bettelmannes. Ob Dir der Stand passen wird? Das stolze Herz will oft nicht daran, und ich stimme gar nicht mit den vornehmen Bettlern überein, die sagen, bei Menschen dürfe man nicht betteln . . . Damit würde man einer unzähligen Menge von willigen und fröhlichen Mithelfern am Reiche Gottes ihre besten irdischen Freuden entziehen, indem man sie ausschliesse von dem Liebesdienst an den Elenden. Bei dieser Praxis bin ich ja nur gut gefahren. Willst Du ferner reich sein am Geben, so mußst Du auch reich sein am Bitten.«

Obwohl in Bethel unzählige Dankesbriefe geschrieben wurden, schmerzte es Bodelschwingh doch sehr, daß er nicht allen unbekanntem Wohltätern danken konnte. Er rechnete aber mit Bestimmtheit darauf,

daß er dies im Himmel würde nachholen können. Das war auch ein Grund, weshalb er sich so sehr auf den Himmel freute.

Vater Bodelschwingh ist immer wieder gefragt worden, weshalb es so viel Elend auf der Welt gebe und weshalb Gott dies zulasse. Darauf hat er geantwortet: »Ich leide auch zuweilen unter all dem Elend der Erde und kann es nicht verstehen. Aber dann denke ich immer wieder: Wie würde es sein, wenn das Elend nicht da wäre? Es würde noch viel schrecklicher auf der Erde aussehen, weil dann die Hoffahrt ohne alle Hindernisse wachsen würde. Das Menschenherz ist viel zu hoffärtig, als daß es das Leiden entbehren könnte.

Literatur:

- Fritz von Bodelschwingh, Vater Bodelschwingh, Bethel 1963
Johannes Kühne, Friedrich von Bodelschwingh, Osna-brück 1949
Kurt Pergande, Der Einsame von Bethel, Stuttgart 1953
Bernhard Gramlich, Bodelschwingh, Bethel und die Barmherzigkeit, Gütersloh 1964
Gustav von Bodelschwingh, Friedrich von Bodelschwingh, Bielefeld o. J.
Fritz von Bodelschwingh, Aus einer hellen Kinderzeit, Bethel 1969
Ein Jahrhundert Diakonie in Bethel, Bethel 1967
Erich Beyreuther, Geschichte der Diakonie und Inneren Mission in der Neuzeit, Berlin 1962
Bethel heute – Ein Magazin für junge Menschen
- Weiteres Informationsmaterial, auch audiovisuelle Medien können angefordert werden, bei: v. Bodelschwinghsche Anstalten, Postfach 130 260, 4800 Bielefeld 13.